

**DROEMER** 



René Marik

**WIE EINMAL  
EIN BAGGER  
AUF MICH FIEL**

Eine Provinzjugend

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Originalausgabe Oktober 2019

Droemer Taschenbuch

© 2019 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Isabella Materne

Coverabbildungen: René Marik / privat;  
studio ben wolf fotografie

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30221-7

2 4 5 3 1

*Für meine Schwester.  
Für meinen Bruder.  
Für meine Mutter.*



»So you run and you run to catch up with the sun  
but it's sinking  
Racing around to come up behind you again.  
The sun is the same in a relative way but you're older,  
shorter of breath and one day closer to death.«

*Roger Waters*

»Fuck you Dad!«

*Chris Griffin*





# **Inhalt**

## **Prolog**

11

## **Teil I**

### **Soldatenkind**

15

## **Erstes Zwischenspiel**

125

## **Teil II**

### **Herrenjahre**

129

## **Zweites Zwischenspiel**

207

## **Teil III**

### **Wie einmal ein Bagger auf mich fiel**

211

## **Epilog**

233

## **Dank**

239



# Prolog

Dezember 2017

**N**ein, ich konnte nicht bleiben. Brennspritus gemischt mit Magensäure lag schwer in der Luft, und ich fragte mich, wie zwei Menschen in so kurzer Zeit eine ganze Wohnung mit dem reinen, bitteren Gestank nach Alkohol ausfüllen können.

Während der Autofahrt musste ich das Fenster einen Spalt öffnen, trotz der eisigen Temperaturen, die jetzt, kurz vor Weihnachten, draußen herrschten. Neben mir saß meine Mutter mit Steingesicht, und hinten quetschten sich meine Schwester und ihr neuer Freund auf die Rückbank. Er ist ein lieber Kerl. Endlich. Endlich einer, der nicht die Hand gegen sie erheben wird. Das Problem ist nur, dass die beiden sich in solch atemberaubender Geschwindigkeit kaputt saufen, dass ich einen furchtbaren Schrecken bekam, als ich meine Schwester heute das erste Mal nach knapp einem Jahr wiedersah. Sie kann kaum noch laufen, zittert unentwegt, und ihre Augen blicken so müde, als habe sie seit hundert Jahren nicht geschlafen. Dabei ist sie erst Mitte fünfzig. Wie also kann das angehen?

Dann stand ich in der Wohnung, die mein Bruder über dieses Internetportal für uns organisiert hat, damit wir, vielleicht ein letztes Mal, gemeinsam Weihnachten feiern können. Selbst hier in der tiefsten schwäbischen Provinz gibt es Menschen, die ein Zimmer oder gleich ihre gesamte Wohnung anbieten. Das Problem war nur, dass diese Wohnung ein Zimmer zu wenig hatte. Es gab ein Schlafzimmer, das sofort meine Schwester und ihr Freund in Beschlag nahmen, und ein Wohnzimmer mit zwei Schlafcouchs, die an zwei gegenüberliegenden Wänden aufgestellt waren. Und ich merkte, dass ich es nicht schaffte,

dass mir alles zu viel wurde und ich dort rausmusste. Nein, ich werde mir nicht für eine ganze Woche ein Zimmer mit meiner Mutter teilen. Und schon suchte ich auf meinem Handy nach einem Hotel in der Nähe und fand tatsächlich eines, dessen Rezeption um zehn Uhr abends noch besetzt war und das sogar noch ein Zimmer für mich hatte. Als ich meiner Mutter eröffnete, dass ich mir ein Hotel gesucht habe, nickte sie nur resigniert. Natürlich hätte ich ihr das Zimmer anbieten und mich um meine desolate Schwester und ihren Freund kümmern können, damit sie ihre Ruhe hat, aber ich wusste, dass sie das nicht angenommen hätte. Oder vielleicht doch?

Man sagt, in extremen Situationen merkt man, aus welchem Holz jemand geschnitzt ist. Aus dem Holz meiner Mutter werden Flitzebogen gemacht. Mein Holz dagegen ist spröde und kurz davor zu brechen. Nicht wegen meiner Schwester, nicht wegen der zu kleinen Wohnung, jedenfalls nicht nur, sondern vor allem meines Bruders wegen.

Nachdem wir unsere Sachen in der Wohnung abgestellt hatten, sind wir zu ihm und seiner Familie gefahren, und ich musste mit aller Macht darum kämpfen, den zweiten, noch viel größeren Schrecken des Tages aus meinem Gesicht zu verbannen, und glaube doch nicht, dass es mir gelungen ist.

Er lag auf der Couch im Wohnzimmer – oder das, was von ihm noch übrig war. Ich erkannte ihn kaum wieder. Wie konnte das mein Bruder sein? Er hatte das zweite Gesicht, wie damals mein Vater kurz vor seinem Tod. Das zweite Gesicht, das sich von hinten durch das alte hindurchgeschoben und dabei jedes überflüssige Gramm Fett weggebrannt hatte, unerbittlich wie die Sonne ein Eis am Stiel wegbrennt, bis nur mehr das blanke Holz übrig ist. Das Echsen Gesicht, oder das eines kranken Vögelchens, das hechelnd um seine letzten Atemzüge ringt. Und wir sprachen über den Tod und das Danach. Und als er

von dem zweiten Leben sprach, das dort auf ihn warten würde, brachte ich es nicht über mich, ihm zu widersprechen, konnte ihm nicht sagen, dass für mich da nichts ist als die Würmer und das Nichts, dass alles nur eine Erfindung des schwachen Menschen ist, um irgendwie seine eigene, unfassbare Endlichkeit fassen zu können. Denn ich fand es tröstlich, dass es etwas gab, das ihm die Angst ein wenig nahm, und zum ersten Mal seit sehr langer Zeit war ich fast versöhnt mit der Religion und dem ganzen Glaubensunsinn.

Und nun liege ich allein in diesem anonymen Hotelzimmer und frage mich, wie nur alles so kaputt sein kann und wann es so geworden ist.



# **Teil I**

## **Soldatenkind**





Schepperdängeldängel ... Ich fahre auf der blanken Felge. Schlauch und Mantel habe ich abmontiert, ebenso wie die Kette, Bremsen, Schutzbleche und Lichter. Mein Kinderfahrrad ist ein Skelett. Der helle Beton der Panzerstraße scheppert unter mir hinweg. Kein Mensch, kein Auto. Nur die immer gleichen, dunkel gebeizten, einstöckigen Holzbaracken. Die kurze, etwas abschüssige Auffahrt hinunter auf den immer leeren Platz. Rechts ein paar Hallen im gleichen Stil, davor diese seltsamen Betongebilde, schwarz-gelb bemalt, die aussehen wie umgedrehte Schiffsrümpfe mit flachen Böden. Nur viel kleiner. Ich kann gut vom Felgenreifen auf sie draufsteigen und Reiten spielen. Stehen da, vor jedem Hallentor eines, und wer weiß, warum. Die Farbe haben sie, damit man nicht mit dem Auto dagegenfährt. Aber dann hätte man sie ja auch gleich weglassen können! Wäre allerdings schade ums Reiten, worauf ich heute jedoch keine Lust habe.

Ein kurzer Slalom muss genügen. Der Schwung der Auffahrt reicht nicht ganz, und mein Felgenreifen wird zum Laufrad. Gut, dass meine Beine im Sitzen bis zum Boden reichen. Nur die Pedale stören. Keine Ahnung, wie man die abkriegt. Weiter geht's. Ein kurzes Stück Barackenstraße und schon ist da der große Platz. Groß wie ein Fußballfeld, oder fast. Wiese, vielleicht ein paar Sträucher. Auf der einen Seite das Kino. Dort läuft nur ein Film, jedenfalls nur einer, den ich sehen darf: »Die glorreichen Sieben« mit Yul Brynner. An den kann ich mich am besten erinnern wegen der Glatze. Mehr Filme braucht's auch nicht. Kommen ja immer wieder neue Grüne. Auf der anderen Platzseite die Kantine. Holzbaracke, nur größer als die meisten

anderen. Dort arbeiten meine Eltern. Oder besser gesagt meine Mutter und manchmal mein Vater. Vom Platz aus blickt man auf den Haupteingang. Zwei große Türen mit Speichenglas. Dahinter links die Klos. Nur für Männer. In den 70ern gibt's keine grünen Frauen. Auf die Klos geht nur, wer wirklich muss. Der Gestank ist kaum auszuhalten. Der aggressive Klostein kann sich nur mühsam behaupten, denn wo viel gesoffen wird, wird viel gepisst. Die grauen Scheißhaustüren sind vollgekrakelt mit ejakulierenden Penissen, Mösen und Frauen, die nur aus Geschlechtsteilen zu bestehen scheinen. Außerdem Weisheiten wie: »Scheiße an der Sackbehaarung zeugt von schwuler Männerpaarung!« Offensichtlich gehört der schwarze Edding zur Grundausrüstung der Grünen.

Vorbei an den Klos geht's in einen breiten Korridor. Zwei Kippenautomaten. Hinten rechts das Casino für die Unteroffiziere. Billard und zwei Flipper. Geradezu der riesige Mannschaftsraum. Fest installierte, dunkelbraune Holzbänke und Tische auf rotbraunen Tonfliesen. Alles leicht abwaschbar, denn wo viel gesoffen wird, wird auch viel gekotzt. Und natürlich das Wichtigste: die Spielautomaten! Der älteste ist so ein Westernding: schwarz-weiß mit Pixelgrafik. Über einen Pistolengriff steuert man einen Cowboy rauf und runter. Ihm gegenüber, ein weiterer Cowboy, dazwischen Kakteen als Deckung. Dieser Automat ist schon nicht schlecht. Besser aber ist der daneben. Panzerkrieg. Man schaut durch eine kleine Luke auf eine schwarze, kubistische Landschaft, die nur mit grünen Linien dargestellt wird, durch die man seinen Panzer steuert. Ziel ist es, andere Panzer aufzuspüren und abzuballern.

Im Saal sind manchmal tausend Grüne und versuchen herauszufinden, wer den größten Kümmerlingkranz legen kann. Tolle Erfindung, diese Fläschchen, die dem Trinker eine ganze Reihe Spiele bieten.

Da ist erst mal das Ritual des Öffnens. Du musst das kleine Verschlusskäppchen möglichst lautstark auf die Tischplatte hämmern. Wenn du das vergisst, kannst du gleich die nächste Runde holen. Dann gibt es Hochtief. Auf der Unterseite der Fläschchen sind winzige Zahlen eingepreßt. Einer brüllt »hoch« beziehungsweise »tief«, und der mit der höchsten beziehungsweise der niedrigsten Zahl muss die nächste Runde holen.

Dann das Trinken. Auf jeden Fall freihändig! Also Fläschchen zwischen die Schneidezähne und Kopp in Nacken. Bei Handspiel: Runde. Das Gleiche gilt für den Töpel, der sein Fläschchen aufrecht auf den Tisch stellt. Immer flach auf die Seite! Und die Königsdisziplin ist der Kranz. Rund achtzig der kleinen Dinger Seite an Seite gelegt ergeben einen perfekten Kreis! Das ist doch ein schönes Ziel! Da wird der klebrige, hochprozentige Inhalt zur Nebensache! Ja, hier wird viel gebrüllt, gesoffen, gepisst, und es werden viele Obszönitäten auf Scheißhauswände gekritzelt. Ich bin nichts, ich kann nichts, gebt mir eine Uniform!

Heute ist der Saal so gut wie leer. Die Grünen sind im Feld und üben Zelten und Rumballern. Es ist Vormittag und keine Ahnung, warum ich nicht in der Schule bin. Vielleicht Ferien. Ich rolle auf meinem Felgenreid über die rotbraunen Tonfliesen. Das Geräusch verändert sich, wird heller. Rechts schaut meine Mutter in weißer Kittelschürze durch das riesige Tresenloch.

»Och, du sollst doch nicht mit dem Rad hier rein.« Sie ist nicht böse. Ich glaube, das kann sie nicht. In Situationen, in denen andere Menschen sauer werden, legt sich bei ihr nur eine tiefe Verzweiflung über die Stimme. Sie ist oft verzweifelt. Nicht meinetwegen, oder nur selten. Sondern weil alles zu viel ist. Sie ist Mutter von drei Kindern und einem Mann, Hausfrau und arbeitet vierzehn Stunden am Tag. Auch am Wochenende. Sie ist die heimliche Chefin der Kantine, weil der eigent-

liche Chef, mein Vater, lieber feiert und bei seinen Kumpels einen auf dicke Hose macht.

»Außerdem weißt du doch, dass du nicht hier vorne rein sollst.« Sie meint, ich solle den Hintereingang nehmen. Aber ich weiß doch, dass um diese Zeit die Grünen auf der Schießbahn sind, außerdem ist der Umweg um das Gebäude auf meinem Laufrad ziemlich mühselig. Kein Wort über den Zustand meines Rades. Ohne einen weiteren Ton öffnet sie die Tür neben dem Tresenloch, und ich laufrolle in den großen Schankraum. In der Luft Großküche: Bratfett, abgestandenes Bier und kalter Zigarettenrauch, der durch die Tresenöffnung gegenüber hereinweht. Dort, im Unteroffizierscasino, lungern ein paar Ordonnanzen im Blaumann rum, die bei Herrengedeck und Kippen auf den Mittagstisch warten. Was die in den 70ern schon tagsüber wegschlucken! Wie später bei »Dallas«, nur dass es hier anstatt Bourbon aus einer Kristallkaraffe Kornbrand und Bier aus dem Hahn gibt. Ich rolle weiter, vorbei an meiner Mutter in den langen Flur. Links ein Blick in die Großküche. Edelstahlhölle. Fritteusen, Arbeitsflächen, Dunstabzugshauben und Geschirrspülautomaten. Zwei dicke Frauen in Kittelschürzen. Frau Kohl und Frau Hase. Die eine rührt mit einem riesigen Holzlöffel in einem ebenso riesigen Topf. Jägersoße. Die andere kämpft mit feuchten Augen und einem Messer gegen einen Berg Zwiebeln. Ich bleibe kurz stehen und winke ihnen zu. Keine Reaktion. Die sind zu beschäftigt. Früher hätte ich mich jetzt vielleicht auf einen kleinen Hocker in eine Ecke gesetzt und angefangen, meine Kinderhörspielkassetten auswendig aufzusagen. Das ist eine meiner ersten Kindheitserinnerungen: Wie ich es mal wieder geschafft hatte, mich vor meiner Mutter zu verstecken, die mich in den Kindergarten bringen wollte, und mich stattdessen zu den dicken Frauen in die Großküche stahl und »Alice im Wunderland« oder die »Hexe

Schrumpeldei« rezitierte. Wort für Wort. Zumindest war ich damals davon überzeugt. Ob das wirklich stimmte, kann ich heute nicht mehr sagen, und die beiden dicken Frauen sicher auch nicht, denn die haben schon damals kaum Notiz von mir genommen. Überhaupt komme ich mir oft vor wie ein unsichtbarer Besucher auf einem fremden Planeten.

Also lasse ich die dicken Frauen hinter mir und will gerade links abbiegen, wo ein weiterer Gang zum Hintereingang der Kantine führt, um mein Rad draußen abzustellen, als ganz hinten ein großer Grüner, gefolgt von meinem Vater, aus dem Büro in den Flur tritt. Bei meinem Anblick bleibt er so abrupt stehen, dass mein Vater fast in ihn reinläuft. Auch ich halte inne und blicke zu den beiden hoch. Der Grüne mit Schnauzbart, mein Vater mit rötlich blonden Locken. Beide mit imposanten Bierbäuchen. »Ein Mann ohne Bauch ist ein Krüppel!« Das Gesicht meines Vaters, insbesondere die Nase, ist noch nicht vollständig vom Alkohol entstellt, weist aber schon eine verräterische Rötung und hier und da ein paar Wucherungen auf. Beide blicken auf mich runter, dann auf mein Rad, dann wieder zu mir. Der Grüne erlangt als Erster seine Fassung wieder.

»AH! DANN IST DAS WOHL DER KLEINE MAREK!« Die schreien immer, auch wenn man direkt vor ihnen steht. Entweder weil sie so konditioniert sind oder weil das viele Herumballern ihre Ohren geschrottet hat. Oder beides. Kurzes Kopfwuscheln seitens des Grünen, dann sind sie auch schon an mir vorbei, weiter ins Unteroffizierscasino, wo der Geschäftsabschluss mit ein paar Herrengedecken begossen wird. Der Grüne ist ein »Spieß«. Das ist die Mutti der Kompanie, die unter anderem dafür zuständig ist, die anderen Grünen beim Zelten und Rumballern mit ausreichend Mars, Snickers, Rader und Schlüpfertürmern zu versorgen. Ich gucke ihnen hinterher. Kurz bevor sie durch die Tür sind, schaut sich mein

Vater noch mal zu mir um, doch ich kann seinen Blick nicht lesen.

Also weiter. Links den kurzen Gang hinunter bis zur Hintertür. Draußen führt eine Betontreppe mit Eisengeländer ein paar Stufen hinab auf den Parkplatz. Unten lehne ich mein Rad gegen die Rückwand der Kantine und blicke über den Platz, auf dem heute nur eine Handvoll Autos steht, rüber zum Heizkraftwerk und überlege, ob ich eine kurze Expedition zum Koksberg unternehmen soll, der sich hinter dem Kraftwerk fünf Meter hoch auftürmt. Dafür spricht das schöne metallische Klirren, das ertönt, wenn die Koksbrocken übereinanderkullern, dagegen, dass ich nach der Besteigung aussehen werde wie ein Schornsteinfeger, was den Verzweiflungsgrad meiner Mutter noch weiter in die Höhe treiben würde. Gerade als ich mich für den Koks und gegen meine Mutter entscheiden will, taucht sie oben in der Tür auf und fragt, ob ich mit auf die Schießbahnen fahren möchte. Ich möchte, denn manchmal lässt sie mich ein paar Meter über die mit Schlaglöchern übersäten Kieswege fahren, die durch das Schießgelände führen. Doch zuerst müssen die Vorräte an Süßigkeiten, Alkohol, Schnitzelbrötchen und Würstchen im umgebauten VW-Bus aufgefüllt werden. Also flitze ich ins Lager und schnappe mir die Kartons mit den entsprechenden Schokoriegeln. Das Lager ist der wahr gewordene, sabbernde Kindertraum. Auf hohen Regalen stapeln sich Süßigkeiten aller Art. Alle gängigen Schokoriegel, also Mars, Raider, Lion, Snickers, dazu das gesamte Haribo-Sortiment, von Goldbären über Lakritzschnecken bis Colorado. Aber auch Ahoj-Brause, Katjes und diverse Behälter mit Groschenware wie Zuckerstangen, sauren Schnüren und so weiter. Abgesehen von dem ganzen Süßkram, werden hier auch palettenweise kleine Fläschchen mit klebrigem Likör gelagert. Schlüpferstürmer, Fernet Branca, Kümmerling und Jägermeis-

ter. Man könnte meinen, die Grünen ernähren sich ausschließlich von Zucker und hartem Alk, und wahrscheinlich entspricht das sogar der Wahrheit. Für mich hat das Lager jedoch schon lange seinen Reiz verloren. Hin und wieder ein Nucki-Erdbeer aus der Tiefkühltruhe, und das war's schon mit meinem Süßigkeitenkonsum. Muss wohl am umgekehrten Gesetz von Angebot und Nachfrage liegen.

Als ich mit den Kartons am Verkaufswagen ankomme, sitzt meine Mutter bereits hinterm Steuer. Und schon geht's los, quer durch das Lager, vorbei an unzähligen dunkel gebeizten, einstöckigen Mannschaftsunterkünften, bis wir schließlich den Schlagbaum erreichen. Der Wachmann schlappt aus seinem Häuschen und öffnet grüßend die Schranke. Man kennt sich. Weiter über die Panzerstraße, die vom Lager in einer schier endlosen Rechtskurve den Berg hinabführt. Das Bundeswehrlager liegt auf sechshundertvierundfünfzig Meter Höhe, auf der zweithöchsten Erhebung des Westerwaldes mit Namen »Stegskopf«, inmitten des etwa zweitausend Hektar großen Schießgeländes. Am Fuße der Kurve führt links ein Schotterweg zu den einzelnen Schießbahnen. Ich werde unruhig.

»Darf ich? Ja?!« Seufzend fährt meine Mutter rechts ran und zieht die Handbremse. Wir tauschen die Plätze. Ich muss fast im Stehen fahren, denn sonst komme ich nicht an die Pedale. Es geht nur langsam voran. Kuppeln und Schalten kann ich noch nicht. Während wir also im ersten Gang dahinkriechen, versuche ich aufgeregt den Schlaglöchern auszuweichen, was jedoch eine kaum lösbare Aufgabe ist. Meine Mutter bezeichnet mich als Schlaglochsuchgerät. Nach hundert Metern reicht es ihr, und wir tauschen zurück.

Bald erreichen wir die erste Schießbahn. Sie stellt den Bus ab und öffnet von innen die Verkaufsluke. Das ist eigentlich der Moment, in dem die Grünen angelaufen kommen und sich vor

dem Bus aufstellen, um sich mit Süßkram, Schnitzelbrötchen und Schlüpfertürmern einzudecken. Heute jedoch nicht. Irgendetwas stimmt da nicht. Nicht weit von uns hat sich eine grüne Traube gebildet, und aufgeregte Stimmen dringen zu uns herüber. Nach einer Weile trottet einer zum Bus und berichtet, was passiert ist. Anscheinend haben zwei Grüne mit ihren Knarren rumgealbert. Peng, war einer tot. Das nennt man wohl Berufsrisiko. Meine Mutter ist ganz Mitgefühl und Bedauern. »Ach Gott, der Arme!« und »Die armen Eltern!« und »Am schlimmsten für den armen Kerl, der abgedrückt hat!« usw. Aber es hilft nichts, hier werden wir heute keine Knacker los. Also weiter zur nächsten Schießbahn. Auf dem Weg dorthin nimmt das »Furchtbar, furchtbar!« kein Ende. Zaghaft versuche ich, mich an ihrer Litanei zu beteiligen, merke aber bald, dass ich eigentlich nichts dabei empfinde. Ob das nun an meiner Alienbeobachterposition liegt oder an etwas anderem, kann ich nicht sagen. Manchmal kann ich die Welt dort draußen einfach nicht berühren. Zum Glück sind wir bald an der nächsten Schießbahn angekommen. Hier ist alles wie immer. Freudig kommen die Grünen angelaufen wie eine Herde Kühe zur Tränke. Für jedes Klatschmaul wäre das ein gefundenes Fressen. Nicht so für meine Mutter. Anstatt den Männern brühwarm zu erzählen, was gerade einem ihrer Kameraden passiert ist, beschränkt sie sich darauf, höflich wie immer, ihre Waren an den Mann zu bringen. Aus Rücksichtnahme, vermute ich.